

## **Die Zeitenwende**

Predigt H.A. Willberg Ev. Kirchengemeinde Ittersbach 30.05.2021

### **Jesaja 6,1-5**

Dreimal heilig ist der Herr Zebaoth, zu Deutsch: „der Herr der Heerscharen“. Ein Herr der Heerscharen ist nach menschlicher Vorstellung ein militärischer Herr, ein „Feldherr“, wie man sagt. Jesaja sieht ihn „sitzen auf einem hohen, erhabenen Thron“, genauer gesagt: das, was er tatsächlich sieht, ergänzt sich in seiner Vorstellung zu diesem Bild. Was er tatsächlich sieht, ist ja nur der „Saum“ der Erscheinung, der bereits den ganzen Tempel ausfüllt, in dem sich das ereignet. Mit „Saum“ ist das „Untere“ gemeint, die „Grenze“ nach unten hin.

Jesaja macht eine buchstäbliche Grenzerfahrung. Er sieht Gott keineswegs als Gegenüber, von Angesicht zu Angesicht, aber was er sieht ist schon genug, um ihn zutiefst zu erschrecken und in Todesangst zu versetzen.

Es brennt! Nicht nur am Ort der Offenbarung brennt es, verdichtet in den Seraphinen, den blitzenden göttlichen Feuerschlangen, die hier geflügelt erscheinen, mit dem brennenden, tödlichen Biss, sondern erst recht auch im Inneren Jesajas. Ganz unmittelbar und ganz nah ist er dem unerträglich gleißenden Licht der reinen Heiligkeit des einen, wahren Gottes ausgesetzt. Da bleibt ihm kein Raum, da muss alles verglühen, was in ihm selbst nicht göttlich ist, und das kann nichts anderes heißen, als dass er selbst verbrennen muss.

Es geschieht im Jahr, als der König Usia starb. Ganz genau kann man es bislang wohl noch nicht datieren, aber es wird wohl das Jahr 740 gewesen sein. Schon dem Kirchenvater Hieronymus war aufgefallen, dass dieses Datum den damaligen Geschichtsschreibern zufolge just mit der Geburt des Romulus zusammengefallen sei, der 753 Rom gegründet haben soll. Das ist zwar Legende, aber die Gründung Roms scheint wirklich um diese Zeit herum erfolgt zu sein, und das war eine Zeitenwende: Rom stieg unaufhaltsam in den folgenden Jahrhunderten zur Großmacht auf, schicksalsbestimmend auch für Israel.

Unter Rom erfuhr Israel dasselbe wie unter der assyrischen Großmacht, die nach dem Tod Usias ihre Krakenarme um Israel schloss, um es sich schließlich gänzlich zu versklaven und die nördliche Hälfte der in Südreich und Nordreich geteilten Nation für immer zu vernichten. Jahrhunderte später fügte Rom dem verbliebenen Südreich, das schon unter den Babyloniern vollends untergegangen war, aber danach wieder neu aufleben konnte, dasselbe zu, und der Tempel, der Ort, an dem Jesaja wohl seine Gottesvision erlebt, verglühte, verbrannte und versank in Schutt und Asche, nur noch die Klagemauer blieb.

Jesaja erlebt die Gotteserscheinung, weil er berufen wird. Er wird berufen, um die Zeitenwende anzusagen. Sie müssen es hören, aber sie werden ihm nicht glauben, sagt ihm die Stimme Gottes, und es wird kommen, wie es kommen muss: Jesaja wird den Untergang vorhersagen und der Untergang wird stattfinden.

Das Dreimalheilig der Seraphinen ist der Grund dafür, dass dieser Vers aus Jesajas Berufungsgeschichte zum Leitspruch des Trinitatisfests wurde. Man kann es zwar, wenn man will, auf die Dreieinigkeit beziehen, und nicht zuletzt darum hat es auch seinen guten Platz in der Abendmahlsliturgie, aber aus dem Text selbst, seinem Zusammenhang und der Theologie des Alten Testaments ergibt sich das nicht unmittelbar. Der eigentliche Bezug zur göttlichen Dreieinigkeit scheint erst auf einer tieferen Deutungsebene richtig aufzuleuchten. Mit „tiefer“ meine ich nichts Mystisches, sondern den geschichtlichen Ort des Textes, den zu beachten wir ja auch wirklich durch die genaue Datumsangabe aufgefordert werden.

Als wir letzte Woche am Pfingstfest darüber nachgedacht haben, warum in der Trinitätstheologie die Dreieinigkeit hinsichtlich des Heiligen Geistes gar nicht so recht gleichwertig, gleich-

artig und gewissermaßen gleichberechtigt mit Vater und Sohn erscheint, sondern deutlich beiden untergeordnet, zogen wir das im griechischen und römischen Reich dominierende Denken zur Begründung heran, wonach die Tugend männlich ist und das Weibliche minderwertig. Darum gelang es bis heute der abendländischen Theologie nicht, das eher Mütterliche des Heiligen Geistes als des Geistes der Liebe in die Vorstellung der Dreieinigkeit hineinzudenken. Es gibt aber noch einen zweiten, heilsgeschichtlichen Grund dafür.

Das alttestamentliche Gottesbild ist nicht vom Himmel gefallen, sondern es hat sich im Lauf der Zeit entwickelt und verändert. Israels Stammvater Abraham kam aus dem mesopotamischen Ur, wo Gottesvorstellungen herrschten, die in dieser Region unter den Assyrern ihre Fortsetzung fanden. Die riesigen „babylonischen Türme“ aus diesen Zeiten repräsentierten die Zuordnung von Himmel und Erde: Auf ihrer Spitze verkehrte der Großkönig mit dem noch viel größeren himmlischen Gott und das legitimierte ihn zu seinen großmächtigen göttergleichen Herrschaftsansprüchen. Die Patriarchen Israels lernten den anderen Gott, der sie berufen hatte, erst ganz allmählich kennen, sein wahres, liebevolles Wesen deutete sich an und gewann ihr Vertrauen, aber vorrangig blieben bis in die Zeit der Könige hinein Gottesvorstellungen der Art, wie sie uns in Jesajas Berufungsvision begegnen. Das ist wahrlich ein sehr furchterregender männlicher, kriegerisch erscheinender Gott, durchaus nicht weit weg in seinem Erscheinungsbild von den großen Kriegsgöttern in Ur und Assur.

Aber das ist nicht alles. Die ganze Geschichte dieses zuerst noch fremden, unheimlichen Gottes der Israeliten bis zu Jesajas Berufung ist zugleich eine Liebesgeschichte. Schrecken und Angst vor diesem Gott sind groß, aber wer immer ihn näher kennenlernt und Vertrauen zu ihm fasst, beginnt zu verstehen, dass darin nicht sein wahres Wesen und sein wahrer Wille liegt. Seine Strafe fürchten muss nur, wer sich der Barmherzigkeit und dem Recht verweigert und sein Vertrauen auf die andern Götter setzt, in deren Namen die Großmächtigen der Menschlichkeit Hohn sprechen. Geschichtlich bahnt sich genau dieser Umschwung mit dem Tod Usias an. Das ist Israels fatale Zeitenwende. Von nun an geht es bergab, eine Katastrophe folgt der andern.

Aber Jesaja ist nicht nur der Unheilsprophet. Mit dieser Zeitenwende neigt sich die Geschichte auch einem überaus tröstlichen Ziel zu. Nicht erst im so genannten „Trostbuch“ Jesajas von Kapitel 40 an, sondern bereits in unmittelbarem Anschluss an die donnernden Gerichtsworte, die er der Gottentfremdung der Mächtigen in Israel entgegenschmettern muss, bricht geradezu mit Urgewalt der mütterliche Trost hervor, die Freudenbotschaft von der Macht der Liebe. „Ich will *hoffen* auf den Herrn, der sein Antlitz verborgen hat vor dem Hause Jakobs, und will auf ihn *harren*“, muss Jesaja ganz unvermittelt schon im achten Kapitel sagen, und was dann folgt, ist uns sehr vertraut und tröstlich: „Es wird nicht dunkel bleiben über denen, die in Angst sind. Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht. Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf *seiner* Schulter“, und das ist der *Friede-Fürst!*

Und das ist die nächste Zeitenwende. Jetzt kommt die Heilsgeschichte zum Ziel. Im Hochmittelalter hat man die Periode des Alten Testaments das Zeitalter des Vaters genannt. Danach sei mit Jesus das Zeitalter des Sohns angebrochen. Dem folge nun, so hoffte man und glaubte, das Zeitalter des Heiligen Geistes. Es wurde nichts Rechtes daraus, wie wir wissen, aus diesem so genannten „dritten Reich“.

Besser stellen wir uns nur zwei Reiche vor, will mir scheinen, das des väterlichen und das des mütterlichen Gottes, wenn man so sagen will, das des Vaters und das des Heiligen Geistes. Beides ist eins, versöhnt und vereint durch den Sohn: Gottes Heiligkeit und Gottes Liebe. Gottes Heiligkeit ist liebevoll und Gottes Liebe ist heilig. Diese Zweieinheit zu begreifen ist für uns so wie für Jesaja viel zu hoch. Aber Jesus hat sie für uns ins Menschliche hineingezogen. Als Jesus sich mit der Johannestaufe ganz eins mit uns Menschen macht, tut sich der Himmel auf, der mütterliche Heilige Geist schwebt wie eine Taube auf ihn herab und die Stimme des Vaters sagt: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“. Als die Jünger ähnlich verwirrt wie Jesaja angesichts ihrer eigenen Grenzerfahrung mit der Gottesnähe das „Untere“ der Gegenwart des Heiligen Gottes wie eine verhüllende Wolke wahrnehmen, hören sie dieselbe Stimme dasselbe sagen: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Aber dann folgt noch ein Weiteres: „Den sollt ihr hören! Als das die Jünger hörten, erschrecken sie sehr“, fährt Matthäus fort - also fast ging es ihnen wie Jesaja. „Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchte euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein“ (Mt 17,5-8).

Im Zeitalter des mütterlichen Heiligen Geistes Gottes herrscht niemand als Jesus allein. Das ist der Friedefürst. Es hat schon angefangen, auch wenn es noch so dunkel ist. Aber das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein helles Licht.

Die Nacht ist vorgedrungen, der Tag ist nicht mehr fern.

Amen